Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 20. 3. 1938 | Nr. 12

Der innerpolnische Streit um

Veit Stoß und Nicolaus Coppernicus.

Von Dr. Kurt Lück-Posen.

Polen ist oft von sachlichen Beobachtern das „gelobte Land der Legende" genannt worden und nicht nur von ausländischen, sondern auch von eigenen. Was Józef Piłsudski, Aleksander Świętochowski und andere zu dieser Frage geäußert haben, übertrifft alle deutschen Urteile um viele Grade an Schärfe. Die Legende pflegt die einzige Waffe der Schwachen zu sein. Und so ist die Verbreitung der Legendenepidemie im unfreien Polen eine verständliche Erscheinung gewesen. Ihre Wirkung bestand tatsächlich oft in der erfolgreichen Stärkung des Abwehrwillens gegen die Maßnahmen der Teilungsstaaten.

Im Nachkriegspolen durfte die Wissenschaft, sofern sie nicht ihre edelsten Grundsätze verleugnen wollte, auf keinen Fall an der Aufgabe vorübergehen, den durch Mythen und Unwahrheiten entstandenen Nebeldunst aufzuhellen. Wer gegen die heilige Legende den Stachel löckte, mußte allerdings damit rechnen, unfehlbar bei der gedankenlosen Masse und ihren Verführern in Ungnade zu fallen. Daher waren es Männer, die an Haltung und mutigem Forschergeist ihre Zeitgenossen überragten, als sie den Kampf um die Wahrheit begannen: Skałkowski, Brückner, Wacław Studnicki, Olgierd Górka, Jeremi Wasiutyński und andere.

Wir können heute z. B. feststellen, daß **der Kampf um Veit Stoß endgültig abgeblasen** worden ist. Schon 1924 hatte der polnische Germanist A. Kleczkowski auf Grund seiner Texterforschung der Briefe Stoß' unumwunden erklärt: „Stoß war ein Deutscher aus Nürnberg". Er wiederholte diese Feststellung im „Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres", Krakau 1936 (S. 86) in seinem aufschlußreichen Beitrag „Die deutsch-polnischen Beziehungen in sprachlicher und literarischer Hinsicht". Die der polnischen Kulturpropaganda im Ausland dienende und in französischer Sprache erscheinende „Pologne Littéraire" (1933 Nr. 80/81 S. 4) bezeichnete Veit Stoß als „sculpteur allemand né à Nuremberg". Der Posener Kunsthistoriker S. Dettloff („U źródeł sztuki Wita Stwosza" Warschau 1935, S. 57) stellte fest, daß die frühere polnische Annahme, Veit Stoß sei, bevor er 1477 auf das Nürnberger Bürgerrecht verzichtete, schon einmal in Polen gewesen, „unwiderruflich als Legende zu bezeichnen ist". Die Bürgerlisten Nürnbergs, so schreibt Dettloff, sind für die in Frage kommende Zeit lückenlos vorhanden. Wenn also Stoß nicht aus der fränkischen Stadt stammte, dann hätte er vorher das Bürgerrecht erworben haben müssen, wie es damals ja üblich war. Das sei aber in den Bürgerlisten nicht vermerkt. Diese neue Erkenntnis ist auch schon für die polnischen Schulbücher fruchtbar gemacht worden, wo wir folgendes lesen können: „Die Stadtbücher des 15. Jahrhunderts geben an, daß er ein Deutscher war und aus Nürnberg nach Krakau kam. Unter den Seinen nannte er sich Veit Stoß. Heute nennen wir ihn polnisch Wit Stwosz. Ganz sicher sprach er zu Haus deutsch." (Vergl. J. Balicki — St. Maykowski: „Mówią wieki", Teil II, Lemberg 1934, S. 134.)

Als vor kurzem ein Phantast und Scharlatan, Jan Piętka, in einem Buch „Wit Stwosz: Der große Künstler des Mittelalters. Ein Pole aus Krakau" (polnisch Krakau 1936) Stoß nochmals mit an Hochstapelei grenzenden Kunstgriffen dem Polentum einzuverleiben versuchte, erfuhr er von der polnischen Wissenschaft eine eindeutige Abfuhr. T. Szydłowski schrieb in der „Nowa Książka" (1937, VII, 393), Piętka sei „unfähig zu wissenschaftlichem und logischem Denken."

Einer ähnlichen Lösung nähert sich nunmehr auch die Streitfrage **um die Volkszugehörigkeit des Coppernicus**, des größten und berühmtesten Mannes, den die deutsche Volksgruppe in Polen hervorgebracht hat. Es ist zur Genüge bekannt, daß der junge Astronom Jeremi Wasiutyński in der Zeitschrift „Prosto z Mostu" (1936, Nr. 37) heftig gegen die „Kopernik"-Propaganda im Auslande Stellung genommen, Coppernicus als einen preußischen Patrioten deutscher Muttersprache erklärt und diesen Standpunkt auch in seinem neuesten Standwerk „Mikołaj Kopernik" (1937) weiter verfochten hat. Typisch für die Gedankenlosigkeit der Legenden-Nachbeter ist die Tatsache, daß sie nun nicht etwa mit wissenschaftlichen Beweisführungen antworteten, sondern zu rein persönlichen Angriffen auf Wasiutyński ihre Zuflucht nahmen. Der gelehrte „Astronomische Ausschuß in Posen" machte W. den komischen Vorwurf, er habe sich in einem Aufsatz „Der Coppernicus-Mythus" („Wiadomości Literackie" 1936, Nr. 53/4) einer „nihilistischen Beleidigung" des großen Himmelsordners schuldig gemacht („Dziennik Poznański" vom 25. 5. 1937). Der Krakauer „Ilustrowany Kurjer Codzienny", der „Gralshüter" der Legende in Polen, erklärte dem mutigen jungen Gelehrten den Papierkrieg. Sein Coppernicus-Werk sei ein „skandalöses Buch" (17.1. 1938); Wasiutyński, der Schuster, hätte bei seinen Leisten bleiben sollen (15. 12. 1937) usw. In seiner Nummer vom 3. März 1938 stimmt das Blatt (wobei der „Kurjer Poznański" die Begleitmusik liefert) einen Klagegesang an. In Paris sei der bekannte Coppernicus-Roman von Hieronim Morsztyn in französischer Sprache erschienen („L'epi de la vierge'). Der Name des „Kopernik, des Stolzes Polens", erklinge wieder in Presse und Rundfunk der Franzosen. Und im eigenen Lande erkläre jener unglückselige Jeremias, Coppernicus hätte dem deutschen Volkstum angehört. (!!)

Wir Deutschen haben oft darauf hingewiesen, daß der Dichter Morsztyn nicht die nötige Autorität besitze, um in der Coppernicus-Frage ernst genommen zu werden. Man lese die köstliche Kritik über seinen „Kopernik"-Propaganda-Roman in „Udział twórczości katolickiej dzisiejszej lit. świata" (Krakau 1935, Seite 77): „Morsztyn fehlt im Grunde genommen jeglicher geschichtlicher Sinn." Der „IKC" sollte mit den Morsztyn'schen Kindermärchen lieber keinen Staat im Auslande machen. So merkwürdig es nämlich klingt, gerade der „IKC" hat mit seinen sich Jahr für Jahr wiederholenden Angriffen auf die deutschen Thesen das Gegenteil von dem erreicht, was er beabsichtigte. Er hat der polnischen Öffentlichkeit den Glauben genommen, daß der große Astronom eine unbestritten polnische Gestalt sei. Er hat ferner durch seine heftigen Angriffe auf Wasiutyński bewirkt, daß diesem der literarische Jahrespreis der Zeitschrift „Wiadomości literackie" verliehen wurde, die aus diesem Anlaß eine Coppernicus-Sondernummer (1938, Nr. 11) mit Beiträgen maßgebender Gelehrten wie Brückner, Parandowski usw. herausgab.

Coppernicus war, so schreibt Brückner, „der eifrigste preußische Patriot". Auf den Inhalt der Sondernummer genau einzugehen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Kennzeichnend ist, daß in keinem der Beiträge Coppernicus als Pole beansprucht wird, daß der angegriffene Preisträger in Schutz genommen wird, daß sogar der verrannte Verteidiger der Legende, A. Birkenmajer, in einem Aufsatz des „IKC" vom 14. 3. 1938 nur noch entsagungsvoll feststellt, Wasiutyński sei in der Frage der Nationalität der deutschen Forschung gefolgt.

Ein Buch, das das deutsche Volkstum des Coppernicus feststellt, wurde also in Polen preisgekrönt und als das beste Werk des Jahres 1937 erklärt. Damit ist hoffentlich einer der unwürdigsten Legenden ein für allemal ein Ende bereitet worden.

Politikum

Die Deutschen sind recht gute Leut:
sind sie einzeln, sie bringen's weit;
nun sind ihnen auch die größten Taten
zum erstenmal im ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darein,
daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Goethe.

Hans Novak:

Die letzten Tage im Grauen Haus.

(Sonderbericht der „Deutschen Rundschau in Polen".)

Wagenpark vor dem Zuchthaus.

Wer in den letzten Jahren nach einer Fahrt durch das herrlich schöne Donautal der Wachau in das an seinem Ausgang gelegene Städtchen Stein gelangte, den beschlich hier ein unnennbares Gefühl, das ihn die Schönheit der idyllischen Landschaft übersehen ließ. Unter den alten, kleinen Häusern, die für sich ebenso wie ihre Bewohner von dem urdeuschen Charakter des Nibelungengaues zeugen, stehen hier in massiger Wucht die vier strahlenförmig gebauten Trakte des größten österreichischen Zuchthauses. Und in den kahlen Zellen dieser Strafanstalt saßen weniger gemeingefährliche Verbrecher, als jene tapferen, jungen Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung, die sich mit allen ihren Kräften für die Wahrung des deutschen Charakters eben dieses Landes eingesetzt haben. —

Wer aber das Glück hatte, in den letzten vergangenen Tagen durch das reich geschmückte Stadttor das Städtchen Stein zu betreten, der erlebte das Wunder der Wandlung von Berchtesgaden. Die ernste und gedrückte Stimmung war wie weggeblasen, von Dächern und Fenstern wehten die festlichen Flaggen, und vor dem düsteren Zuchthaus standen tausende von deutschen Österreichern, schwer beladen mit Blumen, Bäckereien, Zigaretten und riesigen Würsten, Schinken und Früchten, um den von der Amnestie betroffenen Häftlingen zu beweisen, daß die deutschbewußte Bevölkerung ihr Opfer zu achten weiß. Eine Musikkapelle spielte von früh bis abends schmissige österreichische und wuchtige deutsche Märsche und Lieder und alle Straßenzüge rund um das Zuchthaus waren vollgestopft mit zum Teil gleichfalls geschmückten — Privatwagen.

Und das war vielleicht das schönste an dem Empfang der endlich enthafteten Nationalsozialisten: als in Wien bekannt wurde, daß die Entlassungen aus der Steiner Strafanstalt beginnen, fuhren spontan einige Dutzend Besitzer von Personenwagen mit diesen in die Wachau, um je einen Amnestierten in Empfang zu nehmen und rasch und bequem nach Hause zu schaffen. Ihr herrlicher Einfall sprach sich rasch herum, fand begeisterte Nachahmung und am ersten Tag der Entlassungen standen mehr Kraftwagen in den Straßen von Stein, als das Zuchthaus Nationalsozialisten beherbergte. Zwar wurden nicht alle am ersten Tag auf freien Fuß gesetzt, aber Wien ist nur etwa zweieinhalb Autostunden von Stein entfernt und die Besitzer der Wagen waren auch am zweiten Tag wieder pünktlich zur Stelle.

Ebenso hielt auch die Bevölkerung von Stein und Umgebung mit ihren Blumen, Würsten und Zigaretten wacker aus und die Musiker bliesen sich die Seele aus dem Leib, aber sie gingen nicht eher heim, bis nicht der letzte Nationalsozialist die grauen Mauern des Zuchthauses verlassen hatte.

So erlebte denn jeder den gleichen liebevollen Empfang, der vielen die Freudentränen in die Augen trieb und allen das Herz hob im Augenblick der unerwarteten herzlichen Begrüßung seiner Volksgenossen. Mancher bescheidene SA-Mann, der sich immer lieber mit zehn Kommunisten herumgeschlagen, als einmal eine öffentliche Ehrung über sich hätte ergehen lassen, wußte nicht, wie ihm geschah, wenn in dem Augenblick, da er mit seinen Schachteln und Koffern durch das Gefängnistor schritt, Posaunen und Trompeten schmetterten und eine Menschenmenge ihm zujubelte. Frauen liefen auf ihn zu, steckten ihm Blumen an den zerschlissenen Rock, hingen ihm einen Kranz Extrawurst um den Hals, stopften ihm die Taschen mit Zigaretten voll, und ehe er sich von seinem Staunen erholt hatte, saß er in den weichen Polstern irgend eines Luxuswagens, zwischen freundlich vollen Weinflaschen, prächtig riechendem Landgeselchtem und abermals Bergen von Zigaretten.

Langsam ging es zuerst, während der ersten tiefen Atemzüge der lang entbehrten Freiheit, durch die langen Reihen festlich geschmückter Häuser und eines freundlichen, glücklichen Volks. Als aber das Ende des Städtchens erreicht war und die Jahre des Kerkers wie ein böser Traum vor dem Wollen und Hoffen der besseren Zukunft zurücktraten, da konzentrierte sich rasch das Interesse des Wagengastes auf Gashebel und Tachometer; und mit Vollgas ging es ihm noch zu langsam, jetzt, wo der Weg zurückführte zu Freunden und Familie.

Stein an der Donau hat noch nie so schöne Tage erlebt, wie jene der Februar-Amnestie. Die Treue der deutschen Bevölkerung zu den Vorkämpfern ihrer gemeinsamen Weltanschauung und die warme Herzlichkeit des Österreichers haben bei dem Empfang der amnestierten Nationalsozialisten ihren schönsten Ausdruck gefunden.

*

Jubel in den „Nazi-Zellen".

Auf den Sonntag freuten wir uns immer ganz besonders. Nicht wegen der 70 Gramm Rindfleisch, die wir regelmäßig als einzige Fleischspeise der Woche Sonntag mittags erhielten — sie reichten gerade für einen hohlen Zahn und ich hatte damals drei hohle Zähne, vom hohlen Magen ganz zu schweigen. Auch nicht wegen des schwarzen „Kaffee" genannten Wassers, das wir sonntags zum Frühstück erhielten, und im Vergleich zu dem der Blümchenkaffee sich wie ein Türkischer Mokka ausnimmt. Nein, wir freuten uns auf den Sonntag, weil der liebe, alte Schließer des vierten Stocks im E-Trakt des Wiener Landgerichts, der gute Herr Gotzmader, uns an Feiertagen erlaubte, gute Freunde in den angrenzenden Zellen zu besuchen, oder uns von ihnen besuchen zu lassen. Deswegen war jeder Sonntag ein Fest.

Endlich wieder konnte man mit einem Kampf- und Leidensgenossen die weit fliegenden Gedanken einer ganzen Woche austauschen, über die Bewegung, über Prozesse, Urteile und das politische Geschehen sprechen, und nicht zuletzt gemeinsam träumen vom Wienerwald, der blauen Donau und der goldenen Freiheit. Dazwischen ein Schachspiel, eine Partie „Wolf und Schaf" — und ehe wir zum ersten Mal auf die Uhr gesehen hatten, holte uns der freundliche Schließer in die eigene kahle Zelle. Und nach einem kurzen Sonntag folgten wieder sechs endlose Wochentage. —

Am gleichen Gang mit mir saßen zwei prächtige Parteigenossen, die in der Verbotszeit die Funktionen eines Gruppenführers der Wiener SA und eines Gauleiters der Steiermark ausgeübt hatten. Wir trafen uns jeden Sonntag in einer unserer Zellen, bis der Gruppenführer im Mai 1936 in das Anhaltelager Wöllersdorf übersiedelte.

Von da an verbrachte ich jeden Sonntag mit dem Steirer. Es waren viele schöne Sonntage, aber der schönste war der des 12. Juli 1936.

Besuch in Lederhosen.

Um acht Uhr früh klirrten Gotzmaders Schlüssel.

„Der Herr Mayer is do“, quetschte er mühsam durch die Zähne, weil er die Pfeife nicht aus des Mund nehmen wollte, „paßt's Ihner?“

„Nur herein!“, rief ich erfreut, „Willkommen, alter Steirer!“, und ich trachtete die Zellentür hinter ihm rasch wieder zu schließen, denn Gotzmaders Pfeife stank entsetzlich. Auch in der Zelle stank es grauenhaft, und zwar nach Lysol, mit dem wir den Wanzen den Spaß verderben wollten, aber ein Gestank war eben gerade genug, und ich war auf die Mischung durchaus nicht neugierig.

Bayer ist im Besuchsanzug, das heißt in einer feschen Ledernen, sauberen, weißen Stutzen und einem Trachtenrock mit roter Krawatte. Auch ich bin im Sonntagsstaat und habe auch sonst alles getan, um mich als Gastgeber im besten Licht zu zeigen. Auf dem Klapptisch liegt neben dem Schachspiel eine Schachtel Zigaretten, und den schwarzen, garantiert unschädlichen Frühstückskaffee habe ich für den Nachmittag aufgehoben. Außerdem habe ich gestern, hauptsächlich Bayers wegen, den „Fazi“ mit zehn Zigaretten bestochen, mir eine Sonderflasche Lysol zu verschaffen. Leider stinkt es jetzt derartig, daß wir in einer Stunde beide Kopfschmerzen haben. Aber gegen Wanzen gibt es hier nur Lysol, und gegen Lysol gibt es schließlich Pyramidon.

Durch das kleine, vergitterte Zellenfenster sehen wir den blauen Sommerhimmel, den Flug der Schwalben und über dem Dach des gegenüber liegenden Traktes den „Eisernen Rathausmann“, den Ritter mit der Wetterfahne auf der Spitze des Wiener Rathauses.

Die ersten zwei Stunden tauschen wir politische Neuigkeiten aus, jawohl, Neuigkeiten. Die gibt es auch unter den Sträflingen des Wiener Landgerichts. Erstens durften wir eine Tageszeitung lesen, und dann hört man auch sonst allerlei. Wir haben auch schon gehört und aus vielerlei Anzeichen geschlossen, daß eine Besserung des Verhältnisses mit dem Deutschen Reich vorbereitet werde; aber wann und in welchem Ausmaß sie eintreten würde, das war uns natürlich gänzlich schleierhaft.

Unruhe vor dem Sturm.

Um zehn Uhr stellen wir die Figuren zur ersten Schachpartie auf.

„Wenn es Ihnen recht ist, Kamerad Bayer“, sage ich und zücke ein Manuskript, obgleich Bayer weit entfernt ist, ein Verleger zu sein; und wenn er es wäre, hätte er doch im Augenblick bedeutende Verlagsschwierigkeiten, „wenn es Ihnen recht ist, dann lese ich Ihnen vorher noch die neueste Strophe zu meinen „Sonetten hinter Gittern“ vor. Man muß die Zeit irgendwie totschlagen, und sei es mit Versen . . .“

„Schiaß'n S' nur los“, erwidert Bayer und krault sich den im Kittchen gewachsenen Vollbart, „i weiß scho, daß Sie mi nit zu Tränen rühr'n“.

„Im Gegenteil, ganz im Gegenteil. Also hören Sie . . .“

„Hallo! Herr Bayer! Herr Novak! Hallo! Nasch her do!!“ Wie ein Berserker trommelt plötzlich der Fazi auf die Zellentür und glotzt durch das kleine Guckloch mit einem Auge herein, das vor Aufregung bedenkliche Neigung zeigt, aus seiner Höhle zu quellen.

Wie zwei jungendliche Löwen springen wir mit einem Satz zur Tür.

„Was ist denn?“. „Was gibt es?“, „Was Neues?“, „Was ist los?“

Der Fazi bringt seinen Mund ganz nahe an das Guckloch:

„Freuen Sie sich auf die heutige Zeitung“, sagt er, ganz unpassend langsam und betont, „mehr sag' ich nicht!“ Und fort ist er. Zur nächsten Zelle . . .

Und wir stehen da wie zwei mißlungene Statuen, wissen nicht, was wir sagen und was wir denken sollen. Die Schachfiguren warten umsonst darauf, gezogen zu werden. Als eine Wanze, die anscheinend nichts lieber riecht als Lysol, gemächlich über das Schachbrett läuft, tötet sie Bayer gedankenlos mit dem Turm.

Um 10.30 Uhr, in einer halben Stunde, mußte die Zeitung kommen. Was um Himmels willen konnte denn los sein? Wurden einige Kameraden, die gestern Verhandlung hatten, freigesprochen? Hat Adolf Hitler eine neue Großtat für das Reich gesetzt? Sind die österreichischen Ausnahmegesetze gefallen? Oder wurde vielleicht dem Hotel Sacher die Verpflegung der Gefängnisse übertragen? Oder ist ein neues totsicheres Insektenpulver erfunden worden? Wir raten hin und her, wir machen die dümmsten Späße und hoffen in bitterem Ernst, und damit vergeht die halbe Stunde. Um 10.30 Uhr klirren die Schlüssel, öffnet sich die Tür . . . zuerst ein Gestank der Pfeife, dann die Hand des Fazi mit den „Wiener Neuesten Nachrichten“ — wir reißen sie ihm aus der Hand, entfalten sie . . . lesen . . .:

„Friede mit dem Deutschen Reich!“

Vielleicht noch niemals hat die Überschrift einer Zeitung eine so freudige Erschütterung ausgelöst, wie diese unter den Insassen des Grauen Hauses. Wir stießen einen Freudenschrei aus, schüttelten uns die Hände, standen Kopf und tanzten einen Schuhplattler — denn, nachdem wir die ersten Verlautbarungen in wilder Hast überflogen hatten, fanden wir auf der zweiten Seite die Ankündigung der Amnestie für politische Gefangene.

Und wenige Minuten später — die Kunde verbreitete sich mit Windeseile — erdröhnten die Gefängnishöfe unter dem Jubel von achthundert Nationalsozialisten.

Überall hingen sie an den Gittern der hohen Zellenfenster und schrien ihren Triumph hinaus, daß er über die alten Mauern hinweg in die Straßen Wiens dringen mußte:

„Heil Adolf Hitler!“, „Ein Volk, ein Reich!“, „Sieg Heil!“, „Heil Hitler!“

Oft waren auch sonst solche Rufe zu hören gewesen, aber ebenso oft waren die Rufer in die Korrektionszellen der kalten Keller geführt worden. Heute aber war alles voll Nachsicht und Güte. Die Schließer lächelten, die Stockchefs lächelten, und die Gefangenen lachten und weinten vor Freude. —

Es folgten noch elf lange Tage, ehe sich uns die Tore öffneten. Aber wir waren jetzt bereits keine Gefangenen mehr. Die Vorfreude war überwältigend. Wir tranken aus dem alten Wasserkrug und dachten schon an Grinzinger Heurigen. Wir aßen die abscheulichen Bohnen genießerisch im Vorgeschmack des Wiener Schnitzels. Wir schliefen auf den elenden Strohsäcken wie in einem Himmelbett.

Am 23. Juli holte mich der alte Schließer aus der Zelle.

„Herr Gotzmader“, sagte ich, als ich mich herzlich von ihm verabschiedete, „Sie werden jetzt wohl arbeitslos, wenn alle Ihre Schützlinge nach Hause gehen?“

„Oh, do hob i ka Angst“, preßte er durch die Zähne, um seine Stinkpfeife nicht zu verlieren, „es kommen ja bald wieder andere!“

Ja, es kamen auch bald wieder neue Häftlinge. Aber wie am 26. Juli 1936, so stehen auch heute wieder hunderte von Müttern, Frauen, Brüdern und Schwestern vor den österreichischen Gefängnissen, um jene kampf- und opferbereiten Soldaten der Bewegung zu empfangen, die in den letzten siebzehn Monaten ihr tatenfrohes Bekenntnis zum Nationalsozialismus mit dem Verlust ihrer Freiheit gebüßt hatten. Heute aber wissen diese Mütter und Frauen wie das ganze deutsche Volk, daß in Zukunft die Zuchthäuser Österreichs nur mehr kriminelle Verbrecher aufnehmen werden und niemals wieder gerade Männer, denen Deutschland über alles geht.

Worte von Hebbel.

Der große deutsche Dichter Friedrich Hebbel wurde vor 125 Jahren (am 18. März 1813) in Wesselburen in Dithmarschen geboren. Vor 75 Jahren (am 13. Dezember 1863) ist er in Wien gestorben.

Die nachstehenden Worte aus seinen Werken haben wir einer Sammlung des „Völkischen Beobachter“ entnommen.

Alle für einen.

Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zu unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht dastünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die letzten sind wie die ersten.

Tagebuch, 19. 10. 1836.

Deutsche Ehrlichkeit.

Das da sind Deutsche!
Die nur eine Zunge
im Munde haben und nicht lügen können.

Demetrius, 3. Akt.

Gib mir Feinde!

Ich möchte den Segen, der im Fluch der Feinde liegt, nicht entbehren.

Tagebuch, 12. 4. 1863.

Fluch der Halbheit.

Ach, die leidige Halbheit, die Mutter innerer Verzweiflung und jedes äußeren Konflikts. Sie ist wie die alten Stadtsoldaten in den Reichsstädten, die gelöhnt werden, aber im Falle der Not nicht ins Feld wollen.

Tagebuch, 5. 9. 1836.

Die Idee muß siegen!

Ein halber Sieg der Idee ist schlimmer als eine völlige Niederlage.

Tagebuch, 20. 5. 1848.

Freiheit der Jugend.

Der Jugend vergebe ich lieber tausend Sünden als gar keine.

Tagebuch, 15. 10. 1851.

Kommunismus.

Der Kommunismus kann momentan siegen, d. h. er kann sich so lange behaupten, bis er alle seine Schrecknisse entfaltet und die Menschheit mit einem für alle Zeiten ausreichenden Abschen getränkt hat.

Tagebuch, 18. 4. 1848.

Mut zum Anharren.

Und kann ich nicht das Ziel erreichen,
Das ich mir kühnlich vorgesteckt,
Soll doch nicht eh' mein Mut erbleichen,
Als bis mich kalt die Erde deckt.

Aus den Briefen an Hedde, 1831.

Gefährliche Pausen.

Pausen sind dem Geist zu gönnen, aber wenn das ganze Leben Pause wird, ist es doch schlimm.

Tagebuch, 21. 9. 1846.

Über die Tschechen.

Der Sinn für Gerechtigkeit ist bei diesen Leuten bis auf die letzte Spur erloschen, und der nur zu kosmopolitische Deutsche muß Krieg mit ihnen führen, er mag wollen oder nicht; sie greifen geradezu nach allem, was uns verunglimpfen kann, und wir sind verloren, wenn wir uns nicht wehren.

Berichte aus Wien und Österreich 1863.

Verachtung der Verräter.

Ich kann nichts hassen als den Treubruch, den Verrat,
Die Gleisnerei und all die feigen Laster,
Auf denen er herankriecht wie die Spinne
Auf ihren hohen Beinen.

Siegfrieds Tod, 4. Akt.

Ewiges Werden.

Das Leben ist ein ewiges Werden. Sich für geworden halten, heißt sich töten.

Tagebuch, 1. 5. 1840.

Sieghafter Wille.

Wolle nur! Und aus den Tiefen des Abgrunds heraus und von der Feste des Himmels herunter rufst du die heiligenden, schützenden Kräfte, und sie segnen und schirmen dein Werk, wenn nicht dich!

Judith, 2. Akt.

Rechte Schwert-Zeit.

Ich bin kein Tyrann und denke keiner zu werden. Aber man soll von mir auch nicht sagen: er trug das Schwert umsonst! Wer's unnütz zieht, dem wird's aus der Hand genommen; aber wer's nicht braucht, wenn's Zeit ist, der ruft alle zehn Plagen Ägyptens auf sein Volk herab, und sie treffen dann Gerechte und Ungerechte zugleich; denn unser Herrgott jätet nicht, wenn er selbst strafen muß, er mäht nur.

Agnes Bernauer.

Der Großglockner.

Deutschlands höchster Berg!

Die Zugspitze hat nicht mehr den Ruhm, der höchste Berg Deutschlands zu sein. Dieser ist nun auf den Großglockner, den höchsten Gipfel des österreichischen Alpengebiets, übergegangen.

In den Hohen Tauern, an der Grenze von Tirol und Kärnten, erhebt sich der Großglockner zu einer Höhe von 3798 Metern. Der Berg, der die Form einer schlanken Eispyramide hat, gehört nicht dem Hauptkamm an, sondern entsteigt dem 11 Kilometer langen Grat, der sich vom Eiskögele südöstlich bis Heiligenblut hinstreckt. Zur Glocknergruppe gehören außer dem Großglockner noch folgende Hochgipfel: die Glocknerwand mit 3730 Meter, das Große Wiesbachhorn mit 3570 Meter, der Rosmarinwandkopf mit 3515 Meter, der Johannisberg mit 3467 Meter, der Eiskögele mit 3439 Meter, Glockerin mit 3425 Meter, Bratschenkopf mit 3416 Meter, Großer Bärenkopf, Hoher Tenn, Hohe Riffel und Fuscherkarkopf.

Der von Westen nach Osten ziehende Zentralkamm wird vom Kalser Tauern und der Pfandlscharte überschritten. Das aus Chlorit- und Kalkglimmerschiefer zusammengesetzte Glocknermassiv besteht aus zwei getrennten Spitzen, dem eigentlichen Großglockner und dem Kleinglockner (3764 Meter), die durch die Glocknerscharte getrennt sind, und fällt gegen den größten Gletscher der Ostalpen, die Pasterze, die eine Fläche von 32 Quadratkilometern umfaßt, ab. Der schroff aufragende Gipfel des Großglockners trägt ein zwei Meter hohes eisernes Kreuz und bietet einen großartigen Rundblick über das gesamte Glocknergebiet.

Die Besteigung des Großglockners erfolgt von Kals oder von Heiligenblut aus und wird durch fünf Schutzhütten sehr erleichtert: das Glocknerhaus auf der Elisabethruhe in 2143 Meter Höhe, die Hoffmannshütte über der Pasterze 2443 Meter hoch, die Salmhütte am Schwerteck 2755 Meter hoch, die Stüdlhütte an der Vanitscharte 2803 Meter und die Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe in 3465 Meter Höhe.

Die ersten Versuche zu einer Besteigung des Großglockners wurden am 19. August 1799 auf Anregung des Kardinals und Fürstbischofs Fürst Salm-Reifferscheid, unternommen. Dabei wurde jedoch nur die Spitze des Kleinglockners erreicht. Auf einer zweiten Expedition unter Salms Leitung wurde dann ein Jahr später, am 29. Juli 1800, die Spitze des Großglockners erreicht. 1802 wurd der Gipfel von Generalvikar von Hohenwart, dann von Schultes erstiegen, der ein vierbändiges Werk „Reise auf den Glockner“ veröffentlichte.

Mit der Schaffung der großen Glocknerstraße ist das Großglocknergebiet in weitem Maße für den Verkehr erschlossen worden. Schon 1934, als sich die Straße noch im ersten Baustadium befand, gelang es zum ersten Male, die Päße und einzelne Gipfel des Glocknermassivs im Kraftwagen zu bezwingen. Inzwischen ist der Bau der bedeutendsten Alpenstraße fertiggestellt. Die Scheitelstrecke der Glocknerstraße, die vom Hochmais über das Fuschertörl, Mittertörl, Kasereck und Hochtor zur Straße Heiligenblut—Franz Josefs-Höhe führt, verbindet die Nordrampe mit der Südrampe des mächtigen Gebirgsmassivs. Die Hochalpenstraße beginnt im Dorf Fusch, das 820 Meter hoch liegt, erreicht auf dem Fuschertörl 2428 Meter und führt dann nach Heiligenblut (1301 Meter). Wie eindrucksvoll nach ihrer endgültigen Fertigstellung eine Fahrt über die Glocknerstraße ist, kann man daran ermessen, daß man beispielsweise von der Edelweißspitze, die den höchsten Straßenpunkt bildet, 37 „Dreitausender“ und 19 Gletscher überblickt. Die Großglocknerstraße ist seit dem Vorjahre in vollem Betrieb.

Das höchstgelegene deutsche Dorf

war bisher Wamberg bei Garmisch, 996 Meter hoch gelegen. Es bleibt nun um fast tausend Meter zurück hinter den beiden höchstgelegenen Dörfern Tirols, die nun auch die höchsten Dörfer Deutschlands wurden. Oberaural im Oetztal liegt 1927 Meter hoch und Vent 1893 Meter. Dagegen scheint Oberwiesenthal als der höchstgelegenen Stadt des Reiches in 924 Metern Höhenlage keine österreichische Stadt den Rang streitig zu machen. Doch ist die benachbarte sudetendeutsche Stadt Gottesgab 1020 Meter hoch, die höchstgelegene Stadt Mitteleuropas.

Zählten wir bisher nur drei Gletscher in Deutschland von den insgesamt 2000 Gletschern der Alpen, so bringen uns allein die Stubaier Alpen 60 und die Oetztaler Alpen 86 Gletscher nebst 211 Hochseen dazu. Im Oetztal beträgt die Vereisung des Bodens 60. v. H. der Gesamtfläche. Mit nur zwei Menschen auf den Quadratkilometer dürften die Oetztaler zugleich das am wenigsten besiedelte Gebiet sein. Der niedrigste Gletscher kommt bis 1800 Meter im Pitztal herab, die wildzerklüftete Zunge des Mittelsberger Ferner. Aber trotz der Vereisung der Oetztaler Alpen — und das ist wie ein Naturwunder — reifen im südländisch milden Klima am Oetztaleingang Kastanien, Mais und Wein!

Die bisher höchstgelegene Reichsbahnstation war Bärental am Feldberg in 977 Meter Höhe. Ihr macht nun die 1867 von Innsbruck bis Bozen erbaute, 1928 elektrifizierte Brennerbahn den Rang streitig. Die letzte und höchstgelegene österreichische Brennerstation ist Brennersee (1309 Meter). Kohlgrub in Oberbayern galt bisher als das höchstgelegene Mineralbad Deutschlands (903 Meter); jetzt ist Bad Obladis mit seinen Schwefeleisenquellen, 1386 Meter hoch im Oberen Inntal gelegen, der höchstgelegene Kurort.

Als die südlichsten deutschen Wohnstätten kannten wir bisher Einödsbach im Oberallgäu. Nunmehr tritt Kärnten als südlichstes Land in Erscheinung, wahrscheinlich mit Bad Vellach als dem südlichsten Ort. Warme Seen gab es bisher in Deutschland nicht. Das Land Kärnten schenkt sie dem Reich, denn einige unter seinen 211 Alpenseen, wie der Wörther See, Ossiacher See, als wärmster der kleine Klopeiner See, erreichen bis zu 29 Grad Wärme. Übrigens ist Kärnten mit 181 Schönwettertagen das sprichwörtliche Schönwetterland der Alpen. Der bisher längste Tunnel in Deutschland, der Zugspitztunnel mit 4,5 Kilometern Länge muß nunmehr hinter dem 8,12 Kilometer langen Tauerntunnel zurücktreten.

Donau, Lech, Isar, Inn erweitern ihr deutsches Flußgebiet nunmehr beträchtlich; auch die Quellen von Lech (Vorarlberg) und Isar (Karwendel) sind nunmehr deutsch. Ebenso ist nunmehr auch der Ostzipfel des Bodensees mit dem schönen Bregenz deutsch geworden.